

## VORWORT

*Armin Eich – Stefan Freund – Meike Rühl – Christoph Schubert*

Betrachtet man das dritte nachchristliche Jahrhundert (oder, um historische Einschnitte zu benennen: die Zeit zwischen den Kaisern Mark Aurel und Konstantin) als ‚Blackbox‘, zeigen sich grundlegende Wandlungsprozesse in allen Lebensbereichen.

Politisch verliert die Stadt Rom ihre Stellung als fester Mittelpunkt des Reiches, die kaiserliche Regierung agiert an wechselnden Orten. Während Roms politische Bedeutung sinkt, steigt jedoch gleichzeitig seine symbolische Bedeutung als Erinnerungsort, die sich im Gedanken der ‚Ewigen Stadt‘ manifestiert. Während kulturell das Erstarken des Christentums den gravierenden Verfolgungen zum Trotz als reichsübergreifendes Phänomen betrachtet werden muss, gehen die westliche und die östliche Hälfte des Reiches in ihrer Entwicklung nun zunehmend getrennte Wege: Im Osten setzt sich auf literarischem Gebiet die Blüte der Zweiten Sophistik fort, im philosophischen Bereich entfaltet sich der Neuplatonismus. Im Westen prägt der christliche Diskurs zunehmend die Textwelt und entwickelt eine eigene Literatur. Auch ikonographisch geht man neue Wege: Die Darstellungsweisen suchen das Gestisch-Formelhafte, das Typisierte und Monumentale.

Kurzum, die antike Welt wandelt sich von der römischen Kaiserzeit in die christliche Spätantike. Diese Umwälzungsprozesse legten es nahe, das dritte Jahrhundert in der Forschung bisher vor allem als Epoche des krisenhaften Übergangs und Umbruchs wahrzunehmen und seine Geschichte, Literatur und Kunst deswegen unter den Parametern von Zusammenbruch und Neubeginn zu deuten. Aus diesem Grund, teilweise aber auch aufgrund einer lückenhaften Quellenlage, blieben die Kontinuitäten und die evolutiven Prozesse eher im Hintergrund der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Kultur, Politik und Gesellschaft des dritten Jahrhunderts. Um besser zu verstehen, was in der eingangs erwähnten Blackbox geschieht, sind freilich alle denkbaren Formen des historischen Prozesses (Abbruch, Neubeginn, Wandel, Kontinuität, Verfall, Rückbesinnung usw.) einzubeziehen und möglichst viele Bereiche des politischen, ökonomischen und kulturellen Lebens zu berücksichtigen.

Anliegen der Tagung „Das 3. Jahrhundert nach Christus – Kontinuitäten im Übergang“, die, als Kleine Mommsen-Tagung von der Mommsen-Gesellschaft gefördert, vom 20. bis 22. November 2014 an der Bergischen Universität Wuppertal stattfand, war es, das dritte Jahrhundert in eben solcher interdisziplinärer Weite zu betrachten und dabei die Forschungen zu den Krisenphänomenen zu integrieren, ohne die Krise selbst zum Mittelpunkt und Hauptgegenstand der Betrachtung zu machen. Vielmehr sollte die Epoche zwischen Mark Aurel und Konstantin im Licht der Erkenntnisse der althistorischen Forschung und unter Einbeziehung der Schwer-

punkte aus Klassischer Philologie und Archäologie auf krisenhafte, schöpferische und von Kontinuitäten geprägte Übergangsphänomene hin befragt werden.

Tatsächlich eröffnete sich in Vorträgen und Diskussionen je nach Gegenstand und Blickwinkel eine ganze Skala von Positionen, die vom Nachweis hoher Kontinuität über die Beschreibung tiefgreifender Transformationen bis zur Konstatierung markanter Zäsuren und Verfallserscheinungen reichten. Der vorliegende Band, in den rund zwei Drittel der in Wuppertal gehaltenen Vorträge aufgenommen werden konnten, dokumentiert diese Spannweite und mag gleichzeitig – einige Beiträge wurden auf Wunsch der Autoren in der Vortragsfassung belassen – einen Eindruck von der Lebendigkeit des Austausches geben. Eine systematische Analyse und historische Modellbildung waren weder das Ziel der Tagung, noch sind sie das dieses Bandes. Vielmehr sollte und soll der Facettenreichtum des dritten Jahrhunderts beleuchtet und seine weitere Erforschung angestoßen werden. In dieser Weise will der Bilderbogen der im Folgenden ganz kurz präsentierten Beiträge neue Einsichten, Anregungen und Denkanstöße vermitteln.

Einen Überblick über den Umgang der archäologischen Forschung mit den komplexen Befunden des 3. Jahrhunderts gibt **Wulf Raeck** für den Bereich der Porträtkunst. Die augenfällige Entwicklung von der naturnahen Individualisierung der klassischen Zeit hin zur abstrakten Typisierung der Spätantike, die sich im 3. Jahrhundert aufs Ganze gesehen vollzieht, hat unterschiedliche Erklärungen und Bedeutungszuschreibungen erfahren. Raeck diskutiert, welchen Anteil am Neuen zeitgenössische Strömungen, so die auch in anderen Bereichen der Kultur greifbare Spiritualisierung, der Rückgriff auf ältere volkstümliche Formen und klassizistische Tendenzen haben. Er macht in den letzten hundert Jahren drei Phasen des Forschungszugriffs aus: bis um 1950 einen formgeschichtlichen Ansatz, der für das 3. Jahrhundert verschiedene, teils antagonistische und in Reaktion und Gegenreaktion aufeinander bezogene Strömungen annimmt; in den 50er und 60er Jahren eine tiefgreifende Historisierung auf psychologischer Grundlage; seitdem einen weiterhin historisierenden Ansatz, der sich durch zunehmende Differenzierung sowohl bei der Beschreibung der jeweiligen Kontexte als auch der ikonographisch-ikonologischen Feinheiten auszeichnet und sich derzeit in der Frage nach der Materialität fortsetzt.

Dass das 3. Jahrhundert, was die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und die Lebensverhältnisse der Durchschnittsbürger des Imperium Romanum betrifft, eine Zeit der Krise, ja der radikalen Verschlechterung war, zeigt **Willem Jongman** eindrucksvoll, indem er die jüngsten regionalen archäologischen Surveys und stichprobenartigen Befunde zu einem neuen Gesamtbild zusammenfügt. Die beiden miteinander verknüpften Thesen, die einen ökonomischen Zusammenbruch auszuschließen schienen, nämlich dass sich die römische Wirtschaft ohnehin nie wesentlich über das Subsistenzniveau hinaus bewegte und dass es folgerichtig auch keinen Einbruch im 3. Jahrhundert geben konnte, lassen sich anhand der erhobenen Daten widerlegen: Der wirtschaftliche Zusammenbruch des 3. Jahrhunderts war real; bis ins 2. Jahrhundert zeichnete sich demgegenüber die römische Wirtschaft durch ein massives Wachstum und eine erstaunliche Prosperität aus. Diesen Widerspruch zur Malthusianischen Falle erklärt Jongman mit der Entwicklung des primären Sek-

tors, auf dem sich die Römer für die Produktion landwirtschaftlich hochwertiger und arbeitsintensiver Produkte entschieden; das nötige Startkapital, das zu Beginn für die nötige Kaufkraft sorgte, lieferte der Ressourcenzufluss aus den ständigen Eroberungen und eine Klimaverbesserung. Umgekehrt löste eine Klimaverschlechterung seit der Antoninischen Seuche 165 n. Chr. einen Abwärtstrend aus. Diesem hielt die römische Wirtschaft erstaunlich lange bis ins 3. Jahrhundert hinein stand, bis sie sich, begleitet vom Wandel des Imperiums von einem inklusiven zu einem extraktiven und repressiven Staat, auf einem neuen niedrigen Niveau einpendelte.

Eine quantitative und qualitative Bestandsaufnahme der Rechtsliteratur des 3. Jahrhunderts gibt **Detlef Liebs**. In Übereinstimmung mit der *communis opinio* ist um das Jahr 240 n. Chr. ein markanter Abbruch der selbständig und frei rechtliche Fragen diskutierenden Literatur zu konstatieren. Von da an wird man, von einer bescheidenen Nachblüte unter Diokletian abgesehen, Zeuge eines fortschreitenden Prozesses der Kanonisierung und Erstarrung. Liebs schlägt ein doppeltes Erklärungsmodell vor: Die im Laufe der Kaiserzeit immer engere Bindung der großen Juristen an den Kaiserhof führte in der Epoche der Soldatenkaiser mit ihren extrem schnellen Herrschaftswechseln zum raschen Verlust der potenziell produktiven juristischen Experten. Als sich die politischen Verhältnisse wieder stabilisiert hatten, sorgte Konstantins absolutistischer Stil, den die Nachfolger übernahmen, dafür, eine freie rechtliche Diskussion als Grundlage selbständiger juristischer Erörterungen auf Dauer zu unterbinden. So erkläre sich die nur noch rezeptive Haltung gegenüber den vom Kaiser normierten Klassikern der Rechtsliteratur ab dem 4. Jahrhundert.

Wie es im 3. Jahrhundert um die allgemeine Bildung bestellt war, fragt **Silke Diederich**, und sichtet dazu einerseits Schulbücher und schulnahe Texte, andererseits die Fachliteratur. Die Durchmusterung der verschiedenen Wissensgebiete ergibt, dass abgesehen von Grammatik, Rhetorik und Dichterlektüre, dem stabilen Kern des Schulunterrichts, die Allgemeinbildung der Eliten trotz eines erheblichen verfügbaren Wissensbestandes nur ein vergleichsweise niedriges Niveau erreichte. Ein Bildungseinbruch lässt sich gleichwohl nicht konstatieren, sondern vielmehr die Fortsetzung eines bereits im 2. Jahrhundert beginnenden Prozesses, der durch die Ausscheidung von Spezialistenwissen und die Privilegierung von sozial distinktivem Schulwissen früh zu einem reduzierten Bildungshorizont der römischen Eliten führte.

Auf breiter Quellenbasis widmet sich **Katharina Degen** dem Wertesystem der Christen und seiner Realisierung und Konstituierung in und durch die zahlreichen Märtyrerberichte. Inhaltlich lassen sich sowohl die Fortschreibung zahlreicher Werte des traditionellen paganen Wertekanons als auch Neuerungen, insbesondere die Bindung an und der Bezug auf Gott sowie das Konzept der Nächstenliebe, beobachten. Auch strukturell setzen die Märtyrerberichte einerseits die Tradition altrömischer Exempla mit ihrer emblematischen Funktion als symbolische Ausdrucksform und Normierung eines Wertekanons fort, andererseits erhalten sie zusätzlich die neue, paradigmatische Aufgabe, einen christlichen *mos maiorum* durch tatsächlich im täglichen Leben nachahmbare Beispiele zu etablieren. Trotz der Innovationen in den Inhalten, in der Handlungsorientierung und auch in den Erzählformen, bleibt eine grundlegende Kontinuität dadurch bestehen, dass auch in den Märtyrerberichten

wie bisher ein Exempla-basiertes Wertevermittlungs- und Identitätsstiftungsmodell angeboten wird, dessen uniformierende Kraft angesichts der zunächst starken Heterogenität des frühen Christentums nicht zu unterschätzen ist.

Einen christlichen Dichter, den so vielleicht nur das 3. Jahrhundert hervorbringen konnte, stellt **Eberhard Heck** vor: Commodian initiiert mit seinen dezidiert anti-klassizistischen Werken, die sprachlich und metrisch mit den Konventionen brechen, als erster christlicher lateinischer Dichter denkbar radikal eine Spielart christlicher Poesie, die auch später ihre Anhänger und Vertreter finden wird, aufs Ganze gesehen aber ab dem frühen 4. Jahrhundert durch ihr klassizistisches Gegenstück marginalisiert wird. Doch lässt sich bei aller Innovationskraft selbst bei Commodian die Fortführung von Traditionen beobachten, so die Dominanz des vergilischen Vorbilds als wichtigster Prätext, die typisch kaiserzeitliche Rhetorisierung seiner Dichtung und als solches die Tatsache, gebundene Rede zu belehrendem und paränetischem Zweck zu verwenden.

**Susanne Moraw** demonstriert anhand eines Einzelphänomens, der Odysseus-Motive auf stadtrömischen Bildwerken, wie die scheinbar dominierende Reduktion der Motivbreite und die Erstarrung der Formen im 3. Jahrhundert, in dem die übernommenen Motive auf niedrigerem Niveau lediglich fortgesetzt zu werden schienen, mit einer neuen, eschatologischen Aussage einhergehen konnten: Durch den neuen Kontext, in den die Odysseus-Darstellungen gebracht wurden, ihre Anbringung auf Grabbauten, ließ sich die im 3. Jahrhundert offensichtlich bereits volkstümlich gewordene philosophische Interpretation der Odysseus-Gestalt als Allegorie der Seele aufrufen und sowohl in paganen wie semi-paganen und christlichen Milieus anwenden. Diese Spiritualisierung des Inhalts bei ähnlicher äußerer Form, eine Innovation des 3. Jahrhunderts, wurde wegweisend für die kommenden Jahrhunderte bis ins Mittelalter hinein, das die Odysseus-Motive weiter, zuletzt bis auf die Sirenen-Episode reduzierte, Odysseus konsequent als (christliche) Allegorie der menschlichen Seele behandelte und den Einsatzbereich dieser Metapher von der Sepulkralkunst auf andere Kontexte, besonders Sakralbauten, ausdehnen konnte. Auffällig bleibt hierbei, dass trotz des klaren Zusammenhangs mit dem zeitgenössischen philosophisch-literarischen Diskurs, namentlich der neuplatonischen Mythenallegorese und der in der Philosophie prominenten Rolle der Seele, die Verarbeitung in der Kunst zunächst nur in der Stadt Rom und nicht im Osten des Reichs stattgefunden zu haben scheint.

Mit der Transformation von Traditionsgut beschäftigt sich auch **Oliver Ehlen**, konkret mit Motiven, die aus dem paganen Liebesroman stammen und innerhalb der neuen Gattung der Märtyrerberichte christlich umgewendet werden: Statt in den Hafen der Ehe führt der Weg die Protagonisten der Märtyrerberichte, obwohl sie in analogen Personenkonstellationen und Situationen ihre Standhaftigkeit bewahren müssen, jetzt zur Keuschheit. Am Beispiel des griechischen *Martyrium Petri*, dessen erste rekonstruierbare Textfassung ins 3. Jahrhundert gehört, und an weiteren Martyrien und Akten zeigt sich aber nicht nur die Methode christlicher *chresis*, sondern auch, wie sich im 3. Jahrhundert eine neue literarische Norm herausbildet, indem das alte pagane Motiv der Bewährung enkratitisch umfunktionalisiert und neu standardisiert wird.

Eine literarische Schöpfung, in der sich der Geist des 3. Jahrhunderts auf andere Weise spiegelt, stellt **Heinz Günther Nesselrath** in den Mittelpunkt seines Beitrags. Philostrat, selbst in vielerlei Hinsicht ein Vertreter der geistigen Avantgarde, konzipiert in der großen Lebensbeschreibung des Apollonios eine Figur, die – in bester Tradition des vollkommenen Weisen – höchste Paideia und moralische Autorität vereinigt, gleichzeitig aber – und dies sprengt den Rahmen des üblichen sophistischen Selbstverständnisses – politisch als souveräner Lenker und Leiter der Herrschenden aktiv wird und aufgrund von Visionen und Prophezeiungen auch über religiöse Autorität gebietet. Die auffälligen Parallelen zwischen Apollonios und Christus, die schon der älteren Forschung aufgefallen sind, erweisen sich nicht erst als das Ergebnis einer spezifischen Philostrat-Rezeption späterer Zeit, sondern bereits Philostrat selbst entwirft seinen Apollonios als Alternativ- und Konkurrenzmodell zu Christus, und zwar weit darüber hinaus, ebenfalls ein Wundertäter zu sein. So gewinnt man mit Philostrat neben Kelsos nicht nur einen weiteren frühen Vertreter der paganen Reaktion auf das Christentum, sondern sein Apollonios macht – eine echte Neuerung des früheren 3. Jahrhunderts – als „ideale Leitfigur“ den Nicht-Christen mit der Synthese aus Traditionsverbundenheit, Offenheit gegenüber den aktuellen politischen Verhältnissen und einer Alternative zur christlichen Erlösungsreligion ein überzeugendes und viel rezipiertes Identifikationsangebot, das im späten 3. und 4. Jahrhundert gerne und intensiv aufgenommen wurde.

Einer weiteren für das 3. Jahrhundert charakteristischen Einzelgestalt, Iulius Africanus, wendet sich **Carlo Scardino** zu. Iulius Africanus, der mit der Zurschaustellung seines enzyklopädischen Wissens und seiner Bildung in den *Kestoi*, auch mit der Anbiederung beim Kaiser zunächst wie ein typischer Sophist alter Schule wirkt, überrascht dadurch, dass neben der paganen, von christlichen Inhalten völlig freien Werkhälfte ein christliches Œuvre steht, das ihn als Christen ausweist, eine Erscheinung, die man eher für die Zeiten eines Ausonius oder Dracontius erwartete. In der vergleichsweise Christen-freundlichen Phase unter Severus Alexander und dem kosmopolitischen und toleranten Milieu an seinem Hof – der Realitätsgehalt einiger Nachrichten der *Historia Augusta* scheint nicht bestreitbar – belegt Iulius Africanus, wie hoch ein Christ und Sophist steigen und wie weit er ohne inneren Konflikt literarisch gehen konnte, indem er eine „säkulare“ Position einnahm und seinen Glauben bei der Abfassung eines rein weltlichen Werks wie den *Kestoi* als Privatsache behandelte.

Übergangsphänomenen im Bereich der faktischen rechtlichen Lage der gewöhnlichen Reichsbewohner widmet sich **Elena Köstner**. Sie verdeutlicht am Beispiel der Neurömerinnen, dass die *Constitutio Antoniniana*, die fast allen freien Bewohnern des Imperiums das römische Bürgerrecht verlieh, nicht automatisch zu einer rechtlichen Besserstellung führen musste, sondern es neben Gewinnerinnen (den bislang nicht-römischen Frauen von Soldaten) durchaus auch Verliererinnen (die bisher nicht-römischen Frauen in Ägypten) gab, die eine Beschränkung ihrer rechtlichen Selbständigkeit hinzunehmen hatten. Auch wenn hier von der lokalen Rechtsprechung die bisherigen Vorrechte als ererbte Privilegien zunächst weiterhin berücksichtigt wurden, setzte gleichwohl rasch ein evolutiver Prozess ein, der zur An-

gleichung der Rechtsverhältnisse innerhalb des Reiches im Laufe des 3. Jahrhunderts führte.

Während das Feld von Bildung und Wissen insgesamt einen Prozess der Verengung und Verflachung erlebt, zeigt **Nicola Hömke** am Beispiel der Textsorte der Deklamation, wie innerhalb der Grenzen des stabilen poetisch-rhetorisch orientierten Schulbetriebs produktive neue Ansätze entwickelt wurden. Die exemplarische Analyse der pseudo-quintilianischen *Declamationes maiores* 14 und 15 belegt, dass die als solche hochkonventionelle, seit der frühen Kaiserzeit in ihrer Struktur unveränderte Gattung durch die Aufnahme diverser neuer Prätexte aus dem schulischen Kanon, hier konkret der altrömischen Komödie, individuell gestaltet und dadurch innerlich dynamisch und lebensfähig gehalten werden konnte.

Einen interessanten Fall unvermuteter Kontinuität bringt **Christian Tornau** im Bereich der philosophischen Literatur ans Licht, gilt doch der Neuplatonismus Plotins als wesentliche, für die Spätantike grundlegende Neuerung des 3. Jahrhunderts. Tornau zeigt durch den Vergleich Plotins mit den Thesen des zweiten Traktats des *Corpus Hermeticum* zur Lehre vom Sein und vom Über-Seienden, wie offenbar beide Autoren mittelplatonische Diskussionen weiterdenken und zu teils ähnlichen, teils divergierenden Antworten gelangen. Kontinuität und Innovation zeigt sich namentlich im Bereich der rezipierten Schriften Platons, von denen neben dem immer schon beachteten *Timaios* der *Parmenides* zunehmend stärkere Aufmerksamkeit findet. Vermuten lassen sich so schon für den Mittelplatonismus Ansätze zu einer metaphysischen Exegese der Zweiten Hypothese des *Parmenides* und der Einsatz von Aristotelismen, um zwischen Geisttranszendenz und Geistigkeit zu vermitteln. Freilich führt erst Plotin dies, in Auseinandersetzung mit den im *Corpus Hermeticum* formulierten Argumenten, konsequent fort, um im Sinne einer Einheitsmetaphysik zu einer ganzheitlichen Deutung des *Parmenides* zu gelangen.

Wie sich Kontinuität und Innovation auch mit dem Wiederaufgreifen von scheinbar längst Obsoletem verbinden können, zeigt **Pascal Weitmann**. Im Bereich der Ästhetik war die althellenische ganzheitliche Auffassung des Kunstwerks, dessen Schönheit sich im göttergegebenen Glanz als höchste Lichtform materialisierte und für die Pindar als Kronzeuge gelten kann, seit langem durch die von Pythagoras herkommende Harmonietheorie verdrängt worden, die die Schönheit eines Objekts in seinen Proportionen, im idealen Verhältnis der Teile zum Ganzen erkannte. Weitmann zeigt anhand der Rede über Glanz und Licht, wie der Neuplatonismus mit Plotin eine ganzheitliche Auffassung zurückgewinnt, die wieder von einer idealen Glanz-Schönheit sprechen kann, welche freilich nicht im Objekt selbst verdinglicht gedacht wird, sondern in vergeistigter Form in ihm, insofern es vom Einen und Schönen herkommt, aufleuchtet. Durch eine neu konzipierte Gradation der Kunstformen wird dabei sowohl die Harmonietheorie als auch die platonische Kunstkritik in das ästhetische Modell integriert. Diese Synthese aus wiederbelebter Ganzheitlichkeit, Weiterentwicklung des bisherigen ästhetischen Diskurses und neuer metaphysischer Anschauung zeitigt einen folgenreichen Paradigmenwechsel, der geradewegs zur mittelalterlichen Ästhetik der Ikonen führt.

**Lily Grozdanova** veranschaulicht beispielhaft an der Aufwertung der *domus Augusta* unter Philippus Arabs, der seine Familie konsequent in die eigene Herr-

schaftssicherung und Herrschaftsausübung einband, wie die politische Krise zum Katalysator wegweisender Entwicklungen werden konnte. Anhand von provinzialarchäologischen Zeugnissen, insbesondere epigraphischen und numismatischen Belegen, die das Fehlen narrativer Quellen kompensieren, lässt sich nicht nur der Weg des neu gekürten Kaisers in die Hauptstadt rekonstruieren, sondern auch die frühe selbständige Rolle des Sohnes als Vertreter des Prinzeps belegen.

Wie ein Historiker den zeitgenössischen Diskurs über Kontinuität inszenierte und welche Bedeutungsebenen dabei für die Leser entstanden, zeigen **Jana Grusková** und **Gunther Martin** an einem Fallbeispiel aus den neuen Fragmenten des Dexipp: Dexipp legt einem römischen Feldherrn, der sich an ein rasch zusammengestelltes Aufgebot einheimischer Bauern wendet, die sich dem Einfall der Goten entgegenstellen sollen, eine *cohortatio* in den Mund, in der das eklatante Versagen der römischen Zentralregierung beim militärischen Schutz der Bevölkerung bemängelt und spürbar geschichtsklitternd die heroische (griechische!) Vergangenheit der Thermopylen-Verteidigung beschworen wird. Wie sich mit der Konstruktion von Kontinuität bzw. Rekurrenz und ihrer subversiv-kritischen Infragestellung Politik machen lässt, erweist sich als auch für die Gegenwart lehrreiches Beispiel.

Es ist guter Brauch, den vielen, die zum Zustandekommen eines solchen Tagungsbandes beigetragen haben, zu danken. An erster Stelle zu nennen ist die Mommsen-Gesellschaft und ihr damaliger Vorsitzender, Herr Prof. Dr. Michael Erler, die die Tagung in das Programm der „Kleinen Mommsen-Tagungen“ aufgenommen, großzügig finanziell gefördert und namentlich in der Vorbereitungsphase tatkräftig organisatorisch unterstützt haben.

Unser Dank gilt ebenso der Bergischen Universität Wuppertal und hier sowohl der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften als auch besonders dem Rektorat, und in gleicher Weise dem Verein der Freunde und Alumni der Bergischen Universität und der Stadtparkasse Wuppertal. Ohne die unbürokratische Unterstützung durch diese Institutionen wären die Tagung und ihre Dokumentation nicht möglich gewesen. Zu nennen sind selbstverständlich auch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Tagung selbst, die durch Vorträge und Diskussionsbeiträge geholfen haben, manchen Gedanken zu schärfen, besonders aber die Autoren der hier versammelten Beiträge, die teils lange und geduldig auf das Erscheinen des Bandes warten mussten. Um die Erstellung der Druckvorlage und die Korrekturdurchsicht der Beiträge haben sich besonders Frau Mira Weidhaas und Herr Sven Rohde verdient gemacht, der zusammen mit Herrn Jan Migenda auch das Register besorgt hat. Stellvertretend für den Franz Steiner-Verlag, der die Drucklegung in allen Phasen kompetent begleitet hat, sei Frau Katharina Stüdemann gedankt.

Wuppertal, im Mai 2017

Die Herausgeber